

Es ist eine Folge des Älterwerdens, daß die Wunderstimme der Weihnachtszeit nicht mehr dieselbe zu sein scheint wie in den Jahren der Kindheit, daß sie sich wandelt und gleichsam nach innen zurückfliehen will, wo sie ganz verstummen kann, wenn man ihr nicht in ihrer leisen Verwandlung lauscht. Denn es ist nicht das Altwerden allein, das an den Kindheitsglauben rührt und ihn zurückzudrängen scheint. Der Mensch, heißt es, wird mit den Jahren weiser, und um klug zu werden, muß man lernen, dem Leben gegenüber gefaßter, stiller und sicherer zu sein.

Die jetzt leben, haben es ja besonders schwer, die Kräfte des Gemütes gegen den Tanz der Zeit zu erhalten. Eine Generation, die selbsterlebte Kriege, Weltkriege und Revolutionen sozusagen an den Fingern herzählen kann, findet sich just nicht häufig im Farbbild der Geschichte. Aber es ist nun so: die Ereignisse haben den Menschen sachlich gemacht, und beinahe hat es den Anschein, als habe die Menschheit es verlernt, auf die Stimme des eigenen Herzens zu lauschen und so zu prüfen, ob der Weg, den sie geht, auch ihren innersten Wünschen entspreche. Sie hat den Glauben an das Wunder aus ihrem Herzen verbannt, sie ist geschickt geworden und doch so wenig weise.

Es sind in den letzten Jahren immer mehr Stimmen laut geworden, die die Geschenke der Technik bezweifeln. Man muß nicht gerade die extreme Formulierung wiederholen, daß sie eine Gabe des Teufels sei, aber daß sie das Wesen des Menschen immer bündiger unter das Gebot der Mechanisierung stellt, wird gerade durch die erschreckende Einengung der Gefühlswelt klar.

„Was hat die Zeit auf einmal?“ fragt der und jener verwundert. „Ist sie verrückt geworden? Sie geht dahin wie ein Rennpferd . . .“ Hast ist überall, ohne Hast scheint es nicht voranzugehen, und der aufmerksame Lauscher hört dahinter den Lärm der Maschinen. Nicht aller, aber doch jener, die im Eisenschritt des Krieges langsam die Herzen zerretzen und die Sinne in eine Monotonie münden lassen, in der weder Tiefen noch Höhen unterscheidbar sind. Sagen wir es doch ehrlich: Stille und Besinnung sind zwar begehrte, aber sehr verdrängte Requisiten der menschlichen Existenz geworden, und man versucht manchmal, sie klein zu machen, als habe der kühl wägende Verstand die Herrschaft über das Herz angetreten. Hat er dies nicht schon getan?

Nein, gerade jetzt, in diesen feierlichen Wochen, dürfte es nicht sein. Wenn die Flocken durch die Straßen wehen und die Sträucher sich unter der

winterlichen Hülle beugen, zieht unbesieglich ein Hauch jener weihnachtlichen Aura über die Welt, und sie macht es, daß die Tage gehobener werden: gefeiert auch von denen, die anderen Glaubens und anderer Gesinnung sind und dennoch teilhaben wollen an dem magischen Zauber dieser letzten, erhöhten Wochen des Jahres. Es ist dann, als habe der Mensch aus allen Verstrickungen des Tages wieder heimgefunden in die Heimat des Herzens, und für eine kleine, allzukleine Spanne Zeit sei dem großen Ich abgeschworen.

Gewiß hängt die Wendung zum Tempo, zum Sportextrem, zur Sensation, zur bis zum Unsinn getriebenen Sachlichkeit mit dem grandiosen Aufbruch der Technik zusammen, die gefährlich wird, wenn man ihren Möglichkeiten ohne Überlegung folgt. Nicht daß ein Hinweis zum anscheinend immer himmelblauen Biedermeier als Allheilmittel genannt sei, nein, der Mensch trug zu allen Zeiten Schweres, denn die Spannungen kommen aus ihm, aus der Gemeinschaft der Menschen untereinander. Aber der Rückblick in die Vergangenheit zeigt ein Anderes: daß es zum Erlebnis der Freude und des Friedens sehr weniger und einfacher Dinge bedarf, ja daß dieser Friede des Herzens dem unverbildeten und weisen Menschen wie ein Quell aus seiner Lebenshaltung kam, und sei es die Freude an einer vollkommenen Arbeitsleistung. Darin lag vor allem der Segen des Handwerks.

Derlei scheint heute weniger zu gelten als einst, und diese Feststellung zwingt zur Nachdenklichkeit. Seien wir doch aufrichtig: Was das Kapital der Herzenskräfte anbetrifft, sind wir nicht reicher geworden. Die Erlebnisskala des Menschen hat sich krankhaft erweitert, und nun hat der einzelne, will er wacker im Foxtrott bleiben, die wildeste Mühe, diese breiten Schächte seiner Einbildungskraft vollzustopfen und immer erneut zu füllen. Schließlich aber sind es nur mehr die Nerven, die bei ihm reagieren.

Wir lächeln milde über die Alten und haben anscheinend das Recht dazu. Aber sie fanden den besseren Weg, glücklich zu sein, denn sie blieben bei einfachen Symbolen, wenngleich sie nichts von dieser Neigung wissen mochten. Damals gingen dem Besuch des Theaters Tage gespanntester Erwartung voraus, die Aufführung war ein Fest, mochte auch Sonnenthals Lear in Pathos versinken und Krastels Thumelicus sich heiser brüllen, die Begegnung mit der Kunst blieb unvergessen bis in das späte Alter. Als Charles Dickens sich vor nahezu einem Jahrhundert entschloß, alljährlich eine Weihnachtsgeschichte zu schreiben, freuten sich Zehntausende schon das

ganze Jahr darauf, und das Bändchen war stets in wenigen Tagen vergriffen. Und er schürzte keine Seelenknöpfe verwirrender Art. (Diese haben nämlich die kürzeste Lebensdauer, und wer aus sachlicher Berechnung und aus dem Hang zum Effekt solche knüpft, ist schon der Altmodische von morgen.)

Um es noch einmal zu sagen: Nichts gegen die Entwicklung, gegen den Strom der Zeit, wohin und wie rasch er sich auch wende; aber alles gegen die Überschätzung seiner Kraft. Das Herz sollte wieder gelassener werden und mehr in sich selbst beruhen, es sollte den so heftig flutenden Dingen mißtrauen, denn Eile mahnt immer etwas zu Flüchtigkeit.

„Leicht gesagt“, tönt der Einwand, „gemächlicher hantieren, wenn die Maschine den Takt angibt!“

Gewiß, so traurig es ist, das Tempo scheint sich zu einer Lebensfrage auszuwachsen zu wollen. Aber seien wir getrost: so trübselig es manchmal auch ist, an Grenzen gemahnt zu werden, hier hat es sein Gutes, denn alles im Dasein ist begrenzt, auch das Tempo der Zeit, und die Korrektur dieser Maßlosigkeit erfolgt oft auf seltsame Art.

Denn immer bleibt jener „Rest Schweigen“, jenes letzte und tiefste Geheimnis aller Mensch- und Weltwerdung, aus der kommen und in das wir einst münden werden, sehr enthüllt, beladen und fern von allen irdischen Problemen. Hier versagt auch die Raserei der Stunde; denn es ist die große Umkehr. Die Hast der Zeit hat hier ein Ende.

Dann aber kommt es vor allem darauf an, was der Mensch über Ich und Alltag hinaus für sich beharrt hat. Ob er es zu seiner Zeit verstand, den Rest Einsamkeit nach lauten Arbeitstagen, der jedem zudedacht ist, mit der Wärme und Bilderkraft zu erfüllen, die dem Inneren Harmonie verleiht. Diese Zufriedenheit aber kann man als das Glück des Lebens bezeichnen.

Wenn je in der Geschichte der Menschheit, war es stets die verklärte Zeit der Weihnachtswochen, die den einzelnen aus dem Ungefähren und Alltäglichen hob und ihn wissen ließ, auf was es im Grund des Herzens ankomme. Es scheint nicht viel zu sein und ist doch alles. Er wird nicht in Worte fassen können, was ihn bewegt, er fühlt sich freier von lästigen Bürden und gibt sich dankbar der Feierlichkeit hin; er wundert sich, wie einfach manches er-

scheint, weil man — wenn auch nur für kurze Zeit — der Last des Grübelns, Bangens und Planens entronnen ist. Ist er ein aufmerksamer Lauscher, dann mag er verstehen, was das Schicksal ihm zeigt: daß sich in der einfachen Lebensgebärde tiefe Klarheit finden lasse. Allzuvielen krankt an der Überschätzung und geht an ihr zugrunde.

Unserer sogenannten „großen Zeit“ blieb es vorbehalten, das Einfache als simpel zu erkennen. Der Mensch der Gegenwart lebt vornehmlich aus den Nerven. Die Sensation, das Erregende sind dieser Wesensmitte gemäß. Das Empfindungsleben scheint bei ihm völlig verlagert zu sein, die Gemütskräfte erkaltet. Er versteht nicht mehr, daß alles Große zur schlichtesten Gebärde drängt, und daß eben dort Tiefe und reifste Kunstform zu finden ist. Ihm ge-

nügt der Reflex der Oberfläche, und damit gerät er immer tiefer in die Region einer gefährlichen Einsamkeit. Die Probleme müssen kompliziert, die Ausdrucksweise muß verschlüsselt sein, sonst beschäftigen sie ihn nicht.

Kompliziert steht hier für tief, verschlüsselt für magisch, und es sind die Begriffe einer verkehrten Welt. Das Erklügelte läßt sich auflösen wie ein Kreuzworträtsel, das Unirdische ist unsagbar.

Warum bemüht sich der Mensch, solche Scheinnetze zu stricken, warum sucht er nicht die ursprünglichen Quellen auf?

Er hat die Gnade nicht; der Weg zum Einfachen, zur höheren Wirklichkeit, erschließt sich nicht im Handumdrehen, mag der einzelne auch hastig gewillt sein, das Ich wie einen alten Rock fortzuhängen.

„Unser Ziel sei der Friede des Herzens“, hat Peter Rosegger geschrieben, der nicht nur ein großer Dichter, sondern auch ein großer Mensch gewesen ist und dessen Lebensweisheit in seinen Briefen so recht erkennbar wird.

Aber müssen erst Alter, Krankheit, Not, Einsamkeit und Atombombe drohen, um die entscheidende Umkehr zu bedingen?

Nun schreitet der Weihnachtsengel durch die Welt. Und da soll man die Herzen offenlassen, vielleicht rührt er mit sanfter Hand daran, daß sich alles Verhärtete löse und auf jene Einfachheit und Stille besinne, in der es sich wieder lohnt, Mensch zu sein. Und das ist, wenn man es richtig versteht, die höchste Aufgabe, die einer irdischen Existenz zudedacht ist.

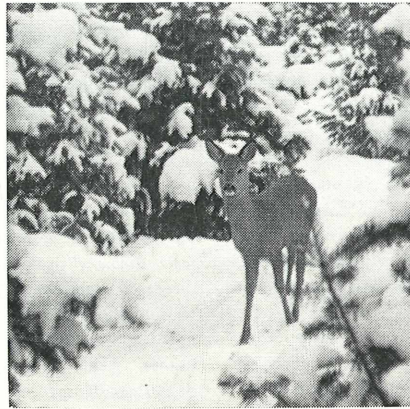


Foto Anblick-Archiv

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Natur und Land \(vormals Blätter für Naturkunde und Naturschutz\)](#)

Jahr/Year: 1967

Band/Volume: [1967_5-6](#)

Autor(en)/Author(s): Keller Paul Anton

Artikel/Article: ["Unser Ziel sei der Friede des Herzens". 109-110](#)